Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der an ihr Opfer oder seine Liebe zu erinnern? Oder tut sie es nur aus Großmut und um den glücklosen Ehen, die sie beide zum Wohle der Familie eingehen sollen, die Ruhe zu sichern? Auch ihm nämlich bietet sich gerade in dieser Stunde die rettende große Partie! Das Opfer war vergeblich, ja unnötig. Die furchtbare Ironie dieser Schicksalswendung ist hauptsächlich auf denjenigen berechnet, dessen Tragödie das Drama wohl eigentlich darstellen soll: auf den älteren Grafen, den Repräsentanten des an der Schwelle einer neuen Zeit von seiner Höhe herabgleitenden Adels. Er, der dem Phantom des Goldes und der Familienehre Herz und Gewissen, die Achtung des Sohnes geopfert hat, wirft nun auch das Leben hin.

Herr Devrient stellt diesen seelischen Kampf zwischen wahrem, sittlichem Adel und den Einflüsterungen ehrgeizigen Standesbewußtseins im Vater Tschernembel erschütternd dar; Herr Treßler höchst gewinnend die Mischung von tiefem Gemüt und heiterem Temperament im Sohne. Frau Medelsky verkörpert überzeugend das holdunschuldige und dabei warmblütige Wesen der Mar-Resi und Herr Korff wird vollauf den seltenen Anforderungen einer Rolle gerecht, deren Träger schon vor dem ersten Auftreten als eine sowohl in ihrer geheimnisvollen Dämonie als auch in ihrer blendenden Eleganz ganz „unvergeßbare" Persönlichkeit angekündigt wird.

Die übrigen Mitwirkenden und die Inszenierung unterstützten den Dichter erfolgreich in dem Bestreben, das Kolorit der historischen Epoche zu treffen, das er seinerseits hauptsächlich aus der Sprache holt, jenem französisch durchwirkten Wienerisch, welches als das Maria-Theresien-Deutsch gilt.

J. Baumgartner

Bücherschau

Gerhart Hauptmann: Gesammelte Werke. Volksausgabe in sechs Bänden. S. Fischer Verlag. Berlin 1912. Gebunden 20 Mk.

Paul Schlenther: Gerhart Hauptmann — Leben und Werke. Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Mit acht Abbildungen. Ebenda.

Wahrlich, mit Rosen bestreut dem Dichter Gerhart Hauptmann das Schicksal seine Wege. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag wurden ihm zwei nicht gewöhnliche Geschenke überbracht: der Nobelpreis und eine prächtige Volksausgabe seiner gesammelten Werke. Das Geschenk des Verlegers ist von beiden sicher das bedeutendere. Auf der Höhe seines Lebens das eigene Werk in dieser würdigsten Weise geehrt zu sehen — dieses Glück ist noch selten einem wahren Dichter zu teil geworden. Und wenn auch Hauptmann unter seinen Zeitgenossen sicher nicht der kühnste Gestalter und der größte Poet ist — ein wahrer Dichter ist er. Von Anfang an war sein Schaffen ein ehrliches Ringen und Streben, das sich im Wandel der Zeiten nie verleugnet hat. Aus allem was im Laufe der Jahre aus seiner Dichterwerkstatt kam, sprach ein großer Ernst, der uns auch heute zwingend erfaßt, indem wir die reiche Fülle der Schöpfungen

überblicken, die diese Gesamtausgabe vor uns ausbreitet: zweiundzwanzig Dramen, die mit der Geschichte der deutschen Literatur im letzten Jahrhundertviertel aufs engste verknüpft sind, und die verhältnismäßig wenigen erzählenden Schriften: die kleinen naturalistischen Novellen, die am Anfang dieser Dichterlaufbahn stehen, und die beiden Romane der letzten Jahre mit der schönen Beschreibung der griechischen Reise Hauptmanns, die bereits den Ausblick auf neue Schaffensbahnen eröffnet. Daß alle diese Werke schon jetzt in einer vornehmen und gleichwohl so überaus wohlfeilen Ausgabe vereinigt werden konnten, das zeugt allerdings von der großen Popularität Gerhart Hauptmanns und dem Weitblick seines Verlegers.

Auch die neue Ausgabe seiner Biographie von Paul Schlenther dürfte der Dichter bei seiner Halbjahrhundertfeier als eine Gabe des Glücks empfunden haben. Die Geschichte dieses Buches ist zugleich eine Geschichte des Hauptmannschen Dichterruhmes. Mit fünfunddreißig Jahren schon wirkte das Werk Hauptmanns so überzeugungsstark als ein wichtiges Glied in der Entwicklungskette des deutschen Dramas, daß diese Geschichte seines Lebens geschrieben werden und sofort einige Auflagen erzielen konnte. Nicht einen essayartigen Abriß gab Schlenther in seinem Buche, sondern ein mit dem ganzen Ernste eines wohlgeschulten Germanisten ausgeführtes Bild der Entwicklung des Dichters. Das Buch mußte damals bei der „Versunkenen Glocke“ Halt machen — jetzt reicht es bis zu dem letzten Werke des Fünfzigjährigen und konnte insbesondere aus der Fülle des Autobiographischen in Hauptmanns Christusroman auch der Jugendzeit viele neue Lichter zuführen. Für die Strenge, die Schlenther gegen sein eigenes Buch bei der neuen Bearbeitung übte, ist es bezeichnend, daß trotz des fast um das Doppelte angewachsenen Materials der Umfang nicht größer geworden ist, sondern sogar um ein weniges geringer. Es ist immer das höchste Lob für einen Autor, wenn man das konstatieren kann. Jonas Fränkel

Theodor Storm. Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in fünf Bänden. Braunschweig und Berlin. Verlag von George Westermann. Geb. 15 Mk.

Auch Storm gibt jetzt sein Verleger Gelegenheit in weiteren Kreisen heimisch zu werden. Nicht so geschmackvoll und vornehm ausgestattet wie die Werke Gerhart Hauptmanns, von einem mehr als puritanischen Aussehen — immerhin, man begrüßt die fünf Bände mit Freuden und signalisiert ihr Erscheinen allen denen, die Storms Werke noch nicht besitzen. Ganze Haufen von jenen glanzvoll ausstaffierten Büchern, wie sie die Weihnachtsflut jedesmal in Massen auf den Markt schwemmt („Goethes Liebesgedichte“ und ähnliche nichtsnutzige Fabrikate betriebsamer Verleger), gäbe man hin für diese schlichten Bände, denen der Verlag von den wohltätigen Errungenschaften der letzten Jahre an Kultur des Buchgewandes so gut wie nichts hat zu gute kommen lassen. Das stille Leben, das in den Bänden pulsiert, hat eine so große Kraft, daß es alles Äußere vergessen läßt, sobald man in ihren Bann geraten ist. Welchen Schatz an Poesie bergen diese Bände! Und die Schönheitsfülle, die sie ausstrahlen! Die Stimmung eines späten Herbstes liegt auf ihnen, mit milden Sonnenstrahlen und einer tiefen Resignation. Zeugnisse eines Menschenlebens nannte sie Storm, als er zum ersten Male seine Bücher zu einer Gesamtausgabe vereinigte — ein Menschenleben ist in jede dieser feinen Novellen eingeschlossen. Und gar

erst die Gedichte! Sie sind noch immer viel zu wenig bekannt. Ihre Schönheit ist freilich keine auf den ersten Blick sich einschmeichelnde, aber eine mächtig zurückgehaltene Glut ist fast in jedem einzelnen zu spüren.

Diese neue „wohlfeile" Ausgabe — man würde das Wort auf der Einbanddecke lieber vermissen — entspricht in der Anlage ganz der achtbändigen Gesamtausgabe, die wir bisher besaßen; sie enthält sämtliche Novellen, Gedichte und die Erinnerungen an Mörike. Und wie in jener Gesamtausgabe so fehlt leider auch hier ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichte. Ein so schönes Gedicht wie das vor zwei Jahren in Westermanns Monatsheften publizierte („Nachts") hätte wohl verdient mitaufgenommen zu werden.

Möchte diese neue Ausgabe recht Vielen den Zugang zu Storm erschließen.

Jonas Fränkel

Am See und im Land. Erzählung von Conrad Uhler. Frauenfeld, Huber & Cie., geb. Fr. 3.50.

Das kleine Buch erhebt keine literarischen Ansprüche. Schlicht und warmen Herzens erzählt es ein Kapitel aus der Geschichte unserer Eisenbahnen, all das Drum und Dran, das sich an die für die beteiligten Ortschaften brennende Streitfrage knüpfte, ob Romanshorn oder Amriswil Eisenbahnknotenpunkt werden sollte. Um die Kämpfe der See- und Landpartei rankt sich das Gespinst einer hübschen Liebesgeschichte. Das hübsch ausgestattete Büchlein zählt zur guten Unterhaltungsliteratur für den schweizerischen Familientisch.

Richard Ritter

Carl Hauptmann. „Nächte". (Leipzig, Ernst Rowohlt.)

Diese drei Novellen, die Carl Hauptmann unter dem Titel „Nächte" vereinigte, schrieb ein Mann, der weit mehr Denker ist als Dichter. Wenn er von der großen, sinnlichen Leidenschaft erzählt, wenn er von der Gewalt des Todes spricht, so empfindet man nicht: diese Worte sind der Wiederklang eines wilden Erlebnisses; oder: dieser Dichter kommt aus dem Sterbezimmer eines Menschen, der ihm am nächsten stand auf dieser Welt; sondern man ahnt, daß sich das Denken Carl Hauptmanns psychologisch mit der Ergründung der Sexualität und des Todes beschäftigt hat, und daß diese Novellen eine plastische Darstellung der gedanklich gewonnenen Erkenntnisse des Dichters wurden. Carl Hauptmann erzählt von einem jungen Förster, der seelisch zugrunde geht, da seine Geliebte ihn mit einem anderen Mann betrügt, und der sich und diese Frau erschießt, da sie reumütig zu ihm zurückkehrt, er aber erkennt, daß sie ein Kind des Fremden unter ihrem Herzen trägt. Er schildert die Qualen eines jungen Pfarrers, der sich leidenschaftlich in eine Frau verliebt, die er durch die Inbrunst seines Gebetes vom Tode gerettet hat, und der zum Sünder wird, da er keine Erwiderung seiner Liebe findet. Erst der Tod erlöst ihn von seiner Reue und von seinen Gewissensbissen. Er stellt einen jungen Menschen vor uns hin, der spielt, ausschweift, die Erinnerungen an seinen toten Vater entwendet und versetzt, die Braut seines Bruders vergewaltigt, und der zuletzt ein hervorragender Jurist wird, da ihn die Sterbestunde seiner Mutter innerlich und äußerlich geläutert und gewandelt hat. Es bleibt viel Unwahrscheinliches im Gang besonders dieser letzten Novelle. Vor allem berührt es peinlich, daß in den Augen Carl Hauptmanns ein Mensch von starker Sinnlichkeit nahe dem Verbrecher verwandt zu sein scheint. Daneben stehen in diesen Erzählungen

manche Episoden von packender Wucht, von starker Gestaltungskraft. In ihnen allen findet man manch feines Wort, und manche tiefe Lebensweisheit verrät den stillen Forscher, die vornehme Persönlichkeit. Ich liebe Carl Hauptmann am meisten in seinem „Tagebuch", in dem er sich am reinsten, am ureigensten gibt. In diesen Novellen sind die Probleme, die aufgerollt werden, für unsere Zeit künstlerisch kaum noch darstellbar. Der junge Franz Pappel, der seine Schandtaten sinnlos, gedankenlos begeht, ist durchaus uninteressant. Erst in dem Augenblick, da er vom Totenbette seiner Mutter aufstand und die Zeit seiner Reue, seine Wandlung begann, konnte er der Held eines Kunstwerkes werden. Und es ist charakteristisch, daß Carl Hauptmann an dem einzigen Problem, das er in dieser Novelle gestreift hat, mit wenigen Worten vorübergegangen ist: an Hellen Raddas, die von dem Bruder ihres Geliebten vergewaltigt wird. Man glaubt es nicht, daß diese reine, keusche Frau mit dieser Lüge in die Ehe geht. Hier lagen die verwirrten Grundfäden eines Seelenkonfliktes, die zu entwirren wohl die Hand eines Carl Hauptmann mächtig gewesen wäre. K. G. Wndr.

Anna Wahlenberg: Aus der Tiefe rufe ich.... Roman. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Paula R. Heymans. Stockholm und Leipzig. 1912. Verlag Albert Bonnier.

Ein wundervolles, erschütterndes Buch; mit strengem Ernst und unerbittlicher Wahrheitsliebe erzählt es uns vom größten Schmerz der leidenden Menschheit. Es ist eine Geschichte des kämpfenden und ringenden und endlich doch glücklich noch obsiegenden Mutterherzens, die wir in tiefster Ergriffenheit und mit einem unheimlich zwingenden Gefühl des Miterlebthabens aus den Händen legen. Das äußerst aktuelle, aber subtile und delikate Thema einer erblichen Krankheit, die die Geißel des Menschengeschlechts ist und die Sünden der Väter an den Kindern rächt bis ins dritte und vierte Geschlecht, jenes Motiv, das auch in A. Beyerleins bekanntem Roman „Jena oder Sedan" eine so tiefernste Rolle spielt, ist hier mit bewundernswürdigem Mut und wahrhaft männlicher Kraft von zartfühlender Frauenhand aufgenommen, in seinen tiefsten Gründen, Folgen und Qualen erfaßt und mit fein empfindendem Geist künstlerisch verwendet und gestaltet worden. Es ist ein Buch vom Leben in seiner nakten, brutalen Wirklichkeit, geschrieben für alle die, welche am Leben leiden und einer jener größten Gefahren mit offenen Augen mutvoll und kampfbereit entgegentreten. Keine Pikanterie, kein frivoles Wort, kein cynischer Spott stört den Ernst der aufgerollten Frage und die Folgerichtigkeit ihrer grausamen Entwicklung, die ja freilich schließlich, fast wider Erwarten und psychologisch vielleicht nicht in absolut zwingender Weise doch noch zu einem erlösenden und befreienden Siege, einer Verklärung dieses geistigen Martyriums führt. Allen, die an einer Erzählung Freude haben, die nicht dem Kitzel spannender Unterhaltungslektüre dient, sondern ein schweres moralisches Problem in dichterischer Absicht und mit menschenfreundlicher Tendenz verkörpert, es in einfachen, würdigen und überaus eindringlichen Formen zum Kunstwerke erweiternd und erhöhend, sei dieses eigenartige, tiefe Spüren in unserer Gedanken- und Empfindungswelt zurücklassende Buch zur verdienten und berechtigten Beachtung warm empfohlen. Es steht weit über dem Durchschnitt unseres gewöhnlichen Alltagslesestoffes! Dr. A. Sch.

Hermann Sudermann: Der Bettler von Syrakus. Tragödie in 5 Akten

und einem Vorspiel. 6. bis 10. Auflage. 193 S. 3 Mk., geb. 4 Mk. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin 1911.

Ein Held, der verkleidet und bis zur Unkenntlichkeit entstellt vor der Geliebten seines Herzens erscheint, ihr Dinge sagt, die außer ihr nur einer: er selbst, wissen kann, und trotzdem bis zum Schlusse unerkannt bleibt . . . Ein Weib, das trotz aller Gelübde der Treue unmittelbar nach dem gewaltsamen Tode ihres heldenmütigen Gatten dessen Verräter und Mörder ehelicht und mit ihm zusammen die Erbschaft des Verstorbenen antritt . . . Ein Prinz, der dem allzu früh verstorbenen Vater nachtrauert, argwöhnisch und haßerfüllt Vergleiche zieht zwischen ihm und seinem nichtigen Nachfolger auf jenem Thron, der ihm allein gebührte, und es unternimmt, den ungesetzlichen Herrscher zur Rechenschaft zu ziehen und zu stürzen . . . Ein Volk, das sich von einem blinden Seher zum Aufruhr antreiben läßt und dem in kläglicher Urteilslosigkeit der Abwesende stets Unrecht hat . . . Du hast es längst gemerkt, lieber Leser: Wir haben es mit einer Geistertragödie zu tun. Eine solche ist Sudermanns „Bettler von Syrakus“ auch. Ist es nicht, weil darin eine bisher vollkommen unerkannte, weder in der Bibel noch in der spiritistischen Wissenschaft bezeugte Geistererscheinung: der unerbittlich strenge Engel des Vergessenseins, auftritt, sondern weil darin die Geister Ernst Hardts, Shakespeares, Hebbels und Homers umgehen, weil der Feldherr Lykos ein Doppelgänger von Tantris, dem Narren, der junge Diokles ein solcher Hamlets ist und weil das imposante Auftreten des Blinden so sehr an jenes andere des stummen Sehers in Hebbels „Judith“ erinnert . .

Kein Instinkt, der Philarete, der heißgeliebten und heiß liebenden Gattin, die Nähe ihres verschollenen Gemahls verriete. Und keiner, der seinem einstigen Freunde Arratos, seinen Kindern Diokles und Myrrha sagte, daß es ihr Vater sei, der sich so eifrig und fanatisch ihrer und der Ehre ihres heldenhaften Vaters annimmt. Erst als es zu spät ist, als der Syrakuser Feldherr Lykos, ohne seine Identität preiszugeben, tückischem Streiche erlag, erst dann geht seinem Blute ein Licht auf über seine Persönlichkeit: „Von allen auf der Welt, kann dies nur einer gewesen sein“, meint Myrrha. Diokles: „Sag wer? Wer?“ Philarete (die herzugetreten ist, in aufdämmernder Erkenntnis die Arme hochhebend): „Wer?“ Myrrha (umklammert aufschluchzend den Kopf des Toten): „Nur einer . . .“

Damit endigt das Stück, in dem so viele Geister umgehen und nur derjenige Sudermanns fehlt. „Schau her, mein Sohn, wie deine Mutter zittert. Nicht mich, dein eigen Blut hast du gelästert“, mahnt Arratos den empörten Diokles. „O Mutter!“ wendet dieser „schmerzergriffen“ sich zu ihr. Sollen wir noch weitere Parallelen zitieren! Sie würden das Resultat nicht ändern: daß das neue Opus Sudermanns von fremden Anleihen lebt. Von ihm selbst hat es nur eines: die spannende Handlung. Doch ist diese in früheren dramatischen Schöpfungen des Dichters mit gleich großem plastischen wie theatralischen Gestaltungsvermögen in ihrer ganzen Bühnenwirksamkeit und Schlagkraft ausgeschöpft und ausgestaltet, so zeigen sich hier bedenkliche kompositionelle und inhaltliche Schwächen. Vor allem ist es die Exposition, die an Klarheit zu wünschen übrig läßt. Unbeholfen genug erstreckt sie sich außer über das Vorspiel auch noch über ganze vier Akte, wobei überdies just die bedeutsamsten Dinge am nebensächlichsten und kürzesten

abgetan werden. „Du sträubtest dich, du wolltest aus dem Fehlen des niegefundenen Leichnams Schlüsse ziehn" . . . 2c. Man achte darauf, daß einem derartige, in einem Schwall von Worten versteckte, für das Verständnis indes so unentbehrliche Fingerzeige nicht entgehn! Anderseits aber bestrebe man sich, auf Einzelheiten nicht allzu großes Gewicht zu legen. Daß der große Feldherr Lykos seine Armee just in einer Felsenschlucht besammelt, ohne deren Höhen und Ausgänge zu sichern und das Nahen des Feindes meldende Kundschafter auszusenden, . . . oder daß der Blinde in seinem Affekt nur ein, ein einziges Mal, sich verrät, sonst aber stets und auch in der größten Erregung seiner Rolle treu zu bleiben weiß, . . . oder daß der Bettler Eurytimos so bereitwillig und ohne jeden Grund dem blinden Gefährten sich zur Disposition stellt, um ihm die größten und für den Fortgang der Handlung entscheidensten Dienste zu leisten, ... das muß man hinnehmen, wie man weit Schlimmeres hinnehmen muß, ich meine die zahllosen Trivialitäten, Banalitäten und Geschmacklosigkeiten, von denen die Sprache dieses neuen Sudermann in bei diesem Dichter ungewohnter Weise strotzt:

Am unleidlichsten wohl ist die Manier, jede Anrede mit „du" („Du, Bettler", „Du, Blinder, „du, leere", . . . 2c.) einzuleiten. „Der muß maulhalten", sagt Diokles einmal. „Wenn du jemals wähntest, daß ich dein Bett geteilt und deine Nöte, daß darum dir von dieses Herzens Fülle mehr als ein Überrest, ein Armutsopfer zu eigen ward, so täuscht sich deine Mannheit", setzt Philarete dem Tyrannen Arratos auseinander. Doch sollte der Tod ihres ersten Gatten Lykos sich bestätigen, dann will sie „zutraulich" sein und „sich kleinmachen". Der Blinde bittet um ein „gnäd'ges Ohr-hinhalten" und beschuldigt den Karthager Mago, er hätte ihn „Schweinhund, Schwindelmatz, Aufschneidermeister, Sudelkoch" genannt, worüber ein „Hallo im Volke" — wörtlich so! — ausbricht. In einer Griechentragödie! — „So vorherwissend war der Tote nicht", meint Arratos und verlangt zu erfahren, „was jener Tote damals über mich — sei's Böses oder Gutes — von sich gab". Der blinde Lykos, der von einem „Mistjauchenwurf" spricht, wird von Artemidor, dem Sohne des Arratos, „Auswurf der Gosse" gescholten. Der Jüngling Ktesias, dem „sizil'scher Käse" dieses Landes „höchster Ruhm und Preis", führt Worte wie „Nachtmützenpathos" und „Hampelmänner" im Munde. Sein Freund Hermachos bemerkt „kurz und rund": es „rieche nach Weibern",wobei er darauf hingewiesen haben will, daß er „die beiden „Dudelnymphen" (Flötenspielerinnen) nicht zählt. Die Krieger, die in der denkwürdigen Schlacht in der tückischen Felsenschlucht Geröll auf den Feind hinunterwälzten, werden hartnäckig „Roller" tituliert, und der Blinde schafft sich wiederholt durch ein unerträglich triviales „Halt! Halt! Halt! Halt!" Gehör. . . . „Kurzum — gradaus" (warum sollten wir nicht diesen schönen Ausdruck den ein Späher seinem Herrscher gegenüber gebraucht, auch zu unserm machen!): — es wimmelt in dem Stücke von Unbeholfenheiten und Banalitäten, deren unerfreulichen Eindruck auch noch so gelungene Partien (die Fragen des Blinden, seine Konfrontation mit Arratos und Philarete, seine Erzählung vom Hergang der Schlacht, die Ermordung Magos, der Aufruhr und die nach Shakespeares Vorbild gearbeitete Umstimmung der Aufständischen durch Arratos) nicht zu verwischen vermögen. — Im Motiv ist das neue Drama Sudermanns ein Drama des

Undanks. „Starker Mann! Dich, der die Tat getan, hat man vergessen. . . . Noch lebend — schon vergessen! . . . Sei ohne Groll! Es geht uns allen so!“ . . . Auch dem „Bettler von Syrakus“ wird es so ergehen. Seine Uraufführung im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin soll die Zuschauer kühl gelassen haben, „bis ans Herz hinan“. Seine Lektüre wirkt vernichtend. . . .

Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin. 1. Band: Lehrjahre. 2. Band: Kampfjahre. Je 657 Seiten. Jeder Band brosch. 7, geb. 8 Mk. Verlag von Albert Langen, München.

Schon einmal hat uns Lily Braun die Biographie eines bedeutenden Menschenkindes geschenkt. „Im Schatten der Titanen“ nannte sie jenes Werk, darin sie die Lebensschicksale ihrer Großmutter Jenny von Gustedt, der natürlichen Tochter eines Königs: Jerome Napoleons, und Freundin Goethes und seiner Nachkommen, aufgezeichnet. In lose aneinander gefügten Kapiteln und Abschnitten zogen die Geschehnisse und Personen an unserem Auge vorüber, gesehen und verbunden durch das Medium einer körperlich ausgezeichneten, geistig und seelisch hervorragenden Frau, nach deren persönlichen Aufzeichnungen die Enkelin ihr Bild uns überliefert, treu und doch von poetischem Hauche erfüllt und verklärt. Heute ist es die Verfasserin selbst, um die sich Handlung und Figuren drehen. Die Heldin jenes ersten Buches ist in den Hintergrund gerückt; die kleine Enkelin aber, die schon dort unser Interesse erweckt, tritt handelnd und agierend an ihre Stelle. Auch sie ein bedeutendes Menschenkind von überragenden Gaben der Erscheinung, des Geistes und der Seele. Und auch sie die Erzählerin ihrer eigenen Schicksale und Kämpfe, niedergelegt in autobiographischen Notizen und Tagebuchaufzeichnungen, zwischen denen nur ein loses Band sich hinzieht, wie zwischen den weit voneinander abstehenden Häusern einer Landschaft die Straße . . .

„Mich hat mein Tagebuch durchs ganze Leben begleitet, und der Gewohnheit, mir allabendlich vor ihm Rechenschaft abzulegen über des Tages Soll und Haben, bin ich immer treu geblieben“ . . .

Dieses Tagebuch bildet „den festen Rahmen, den die Erinnerung mit den bunten Bildern des Lebens füllte“. Als die Verfasserin jüngsthin „aus der Tretmühle und der Fabrikatmosphäre ihres Berliner Arbeitslebens in die stille Bergeinsamkeit“ entfloh, da nahm sie „die zweiunddreißig Jahreshefte ihres Tagebuches“ mit sich. Es galt, „Generalabrechnung“ zu halten, den Schmähungen einer in ihr die Abtrünnige verdammenden Menschheit ein Bild entgegenzuhalten der „letzten Wurzeln ihres Daseins“.

Ein solches Bild sind die „Memoiren einer Sozialistin“. Doch sind sie noch anderes: ein Bild nämlich der Zeit und ihrer bedeutsamsten sozialen und geistigen Äußerungen und Persönlichkeiten, ein Kulturbild von einer umfassenden Mannigfaltigkeit, die ihm den Stempel des Dauernden aufdrückt. Von dieser seiner großartigen Bedeutung müssen alle in bezug auf Form und Technik des Werkes sich regenden Einwände —: Vorwürfe wegen der jeweilen stereotyp und monoton aus einem Naturbild bestehenden Einleitung der einzelnen Kapitel, wegen der unnötigen Verschleierung der wahren Namen, wegen der gar zu losen Zusammenhänge, ꝛc. — verstummen, verstummen das Bedauern, daß die prächtige Gestalt der Großmutter hier so sehr an Farbe und Imposantheit eingebüßt, verstummen das Geschrei über eine subjektiv-verräterische Tendenz des Buches,

das diverse parteipolitische Seiten dagegen erhoben haben. Wer, wie Lily Braun, sein Empfindungs- und Gedankenleben mit solcher Offenheit und Rücksichtslosigkeit zu enthüllen den Mut hat, der hat ein Recht darauf, daß man ihm glaubt, durchwegs und bedingungslos. Wahrheit, absolute Wahrheit, das ist das Motto dieses interessanten Memoirenwerkes einer Frau, die wie wenig andere in Genüssen und Kämpfen durchs Leben geschritten, umworben und befeindet von den bedeutendsten Geistern und bekanntesten Persönlichkeiten ihrer Zeit, von ihrem heißen Korsenblut — ein Bonaparte war ihr Urgroßvater — zu stürmischen Leidenschaften hingerissen, eine impulsive Vollblutnatur und eigentümliche Mischung aus angeborenem Adelsstolz und vornehmem Aristokratentum einerseits, sozialen Instinkten und selbstloser Menschenliebe anderseits, von unerbittlichem Gerechtigkeitsgefühl und ewigem Streben nach Vollkommenheit. Wo und wie wir sie auch betrachten: Stets ist es die Idealistin, die geistreiche, hochgebildete und vornehme Frau, die uns entgegentritt, die „schöne Seele", die bei all ihren sozialen Bedürfnissen wenig in ihr Milieu hineinpaßt und immer wieder zu der bitteren Erkenntnis kommt, daß sie, die von Geburt und Wesen Adelige, nimmermehr verstanden werden kann von der niedern gedrückten Masse und ihren einseitigen fanatischen „Vertretern", um die sie strebend sich bemüht. Dies die Tragik in diesem an Erlebnissen und Enttäuschungen so reichen Menschenschicksal, einem Schicksal in seinen Einzelzügen so gewichtig, daß seine dichterische Wiedergabe wahrlich keiner Rechtfertigung bedarf. . . .

Friedrich Hebbels Gesammelte Werke, nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe, herausgegeben von Paul Bornstein. Erster Band: Wesselburen. 386 S. München und Leipzig, bei Georg Müller.

Ein nicht nur interessantes, sondern auch verdienstvolles und originelles Unternehmen, in seiner aufs Psychologische gerichteten, den Menschen und Dichter in ihrem allmähligen Werden und Heranreifen vorführende Methode. In einer Zeit höchsten seelischen Interesses an Kunst und Wissenschaft besonders verständlich und willkommen, vollends erst bei einem Schaffenden von der grüblerisch-sezierenden, in allem und jedem vorwiegend psychologisch orientierenden Art Friedrich Hebbels, dieses seelensüchtigen Dichters, der uns in seinen Tagebüchern eine so minutiöse und fast quälend tiefe und offene Selbstschau hinterlassen! Nicht nach der schablonenhaften Dreifaltigkeit: Lyrisches-Episches-Dramatisches soll sein Werk uns wiedererstehen, sondern chronologisch, in der Reihenfolge, in der es aus der Feder des Dichters floß, und diesem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte sollen sich selbst Gedichtsammlungen, Briefe und Tagebuch, die in ihre Bestandteile aufzulösen der Herausgeber nicht zurückschreckt, unterordnen. Daß ein derart von Grund aus umwälzendes Vorgehen seine Schwierigkeiten, Bedenken und Gefahren hat, liegt auf der Hand. Wie indes der prachtvoll ausgestattete, reichhaltige erste Band der Ausgabe dartut, überwiegen die Vorzüge in einer Weise, die das scheinbar rigorose Verfahren mehr als rechtfertigt. Es ist nur zu wünschen, daß die weiteren Bände diesem, die ganze zur Zeit bekannte Jugendproduktion Hebbels umfassenden, durch Autotypien, Faksimiles und ausgiebige Anmerkungen vervollständigten ersten an wissenschaftlichem Gewicht nicht nachstehen. Künstlerisch ihn einzuholen und zu überbieten, dazu bedarf es, bei aller unbestreitbaren Vielseitig-

keit und Gewandtheit des dichtenden Jünglings, dem bis zu seiner Übersiedelung von Wesselburen nach Hamburg (am 14. Februar 1835) in keiner der drei Dichtungsgattungen ein fertiges Kunstwerk gelingen wollte, schon weniger. „Künstlerisch war Hebbel (eben) kein Frühreifer"; seine Jugendproduktion will daher mehr entwicklungsgeschichtlich betrachtet werden; von diesem Standpunkt aus aber wirkt sie, wie der Herausgeber schlagend bemerkt, ergreifend. Das, weil sie „die Tiefen zeigt", aus denen der Titane Hebbel „heraufkam, sich heraufarbeitete". . . .

Giacomo Casanova: Erinnerungen. Vollständig übertragen von Heinrich Conrad. 6 Bände. München und Leipzig, bei Georg Müller.

„Hätt' ich nur noch mehr und alles im Zusammenhange lesen können! Der Mensch ist ganz verrucht, aber sein Leben und die Art, es darzustellen, höchst anziehend. Ich täte gerne etwas für dieses Buch. . . .

So urteilte Ludwig Tieck über die Memoiren des berühmten Venezianer Abenteurers und Schriftstellers (1725 bis 1798). Wir, die wir in der angenehmen Lage sind, eine vollständige Ausgabe derselben zu besitzen und gelesen zu haben, können seinen enthusiastischen Ausspruch nur unterschreiben. Das Tagebuch eines ebenso begabten wie gebildeten, berühmten wie unwiderstehlichen, liebenswürdigen wie tollkühnen, geistreichen wie gewandten Menschen von dionysischer Weltanschauung, des Urbildes und vollkommensten Typs eines Don Juans und Abenteurers, über die ihn doch wieder Intelligenz und geistig-literarische Produktion emporheben, einer außerordentlich elastischen, physisch und psychisch überreich bedachten Natur, eines Glückskindes von unerhörter Fülle der Erlebnisse und Genüsse, — geführt von den verschwommenen Anfängen frühester Kindheitserinnerung bis hinauf in ein durch die Ausschweifungen eines Menschenlebens geschwächtes und doch stolznackiges Mannesalter; eine Riesenkette spannendster und bewegtester Geschichten und Erzählungen, von denen jede für sich eine Novelle, ein Drama, ein Roman, und ein unerschöpfliches Archiv der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, — ich wüßte in der ganzen Weltliteratur nichts, was sich mit dem vergleichen ließe. Einzigartig wie sein Verfasser ist auch das Werk. Der Umstand, daß es nicht nach künstlerischen, sondern streng historisch-chronologischen Gesichtspunkten aufgebaut ist, und daß manches Detail gewissenhafter Forschung nicht standhält, vermag daran, sowie an seinem unbestreitbaren literarischen Werte nichts zu ändern, ebensowenig wie die rücksichtslose, ja zynische Offenheit der Schilderung und das tapfere und ungeschminkte Eingeständnis von Schwächen und Vergehen des Helden die Sympathie und Bewunderung für diesen stark beeinträchtigen. Wir haben es in ihm eben, wie Tieck richtig bemerkt, wohl mit einem verruchten, gleichzeitig aber auch höchst anziehenden Menschen zu tun, mit einem echten Kind und Produkt seiner raffinierten und weitgehendstem Lebensgenusse fröhnenden Zeit, und schließlich sind diese Memoiren, — wie übrigens auch die anderer Berühmtheiten und Größen, — nicht für Kinder und Charakterschwächlinge geschrieben, sondern für reife und gefestigte Naturen. Solche werden Casanovas Erinnerungen stets mit Genuß und Gewinn lesen und sich nicht schämen, mit Meister Goethe frei zu bekennen, sie hätten von ihnen gelernt und profitiert. Wenn sie sich aber einmal zu der Lektüre entschließen, dann mögen sie nicht vergessen, daß von deutschen Ausgaben in Tat und Wahrheit vollständig und zuver-

lässig nur die uns vorliegende des Georg Müllerschen Verlages ist. Die bekannteren Übersetzungen von Buhl und Schütz stellen, abgesehen davon, daß sie sehr vieles, das wir bei Conrad finden (u. a. auch die beiden selbst in der Edition originale fehlenden Kapitel), noch nicht enthalten, den eigentlichen Sinn nicht selten auf den Kopf und erweisen sich auch sonst (Der Herausgeber legt ihnen in seinem gerechten Zorn das Attribut von „erbärmlichen Machwerken" zu) nicht gerade als „Meisterwerke". Wo aber ein Besseres zu haben ist, da wird kein Vernünftiger in seiner Wahl lange unschlüssig sein.

Hans Roelli: Ein Ringen. Gedichte, 106 S. 3 Fr. Verlag von Aschmann & Scheller, Zürich.

Es ist ein gar seltsames Gemisch aus Gutem und Unzulänglichem, Apartem und Abgeschmacktem, Wahrem und Anempfundenem, dieses Gedichtebändchen Hans Roellis. Da befindet sich alles noch in demselben Stadium des Gärens und Tastens: Form und Ausdruck, Intention und Ausführung, Anschauung und Urteil. Den Mangel an wirklichen Erlebnissen deckt eine starke, mit Vorliebe in Symbolismen und Personifikationen aller Art sich ergehende Phantasie. Doch wie überall, wo die Imagination allein das Mahl bestreiten soll, wird man auch hier nicht immer überzeugt. Wir glauben einfach nicht an diesen Weltschmerz eines allzu unerfahrenen und jungen Stürmers und Drängers, und die Verworrenheit, Unklarheit und Unausgegorenheit der Ideen, die Kühnheit, mit der hier und dort mit unerfaßten und unverdauten Gefühlen, Gedanken und Problemen gespielt und kokettiert wird, gibt uns recht. Und dennoch möchten und können wir die Gedichte Hans Roellis nicht ohne weiteres von der Hand weisen, als handelte es sich in ihnen lediglich um Erzeugnisse eines Dilettanten. Daß ihr Verfasser mehr ist, beweist die fast künstlich anmutende Ungezwungenheit und Schlichtheit der Sprache, beweisen vor allem die schönen Naturbilder und zarten Stimmungen, sowie das aparte Kolorit so mancher frei behandelten und gefaßten Strophe, die nur ein Dichter geschaffen haben kann. Wenn Hans Roelli daher äußerlich und seelisch einmal einen größeren Vorrat von Erlebnissen sein eigen nennt und gelernt hat, dem affektierten Wust weltschmerzlicher Gefühle mit ihren oft grotesken Maßlosigkeiten und bombastischen Schwulitäten gebührend auszuweichen, wenn er ferner der Form seiner Poesien etwas mehr Sorgfalt angedeihen und deren Sprache aus ihrer einschläfernden Monotonität befreit haben wird, dann darf er getrost den weiteren Bescherungen seiner Muse entgegenharren: Sie werden gewiß so ausfallen, daß sie ihm selbst zum Ruhm, uns aber zur Freude gereichen. Dr. S. Markus

Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert von Wilhelm Oechsli. 2. Band. 1813—1830. 848 S. Leipzig, Verlag S. Hirzel. 1913.

In der schon auf 30 dickleibige Bände angewachsenen Sammlung „Staatengeschichte der neuesten Zeit" sind bisher zwei Bände von Oechslis monumentaler Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert erschienen. Der erste, schon vor längerer Zeit herausgekommene, behandelte die Zeit bis 1813, bis zum Einmarsch der Verbündeten in unser Land. Der vorliegende zweite Band, der ursprünglich den Zeitraum bis 1847 umfassen sollte, ist mit der Umwälzung von 1830 abgeschlossen worden, da sich das Material zu einer ungeahnten Fülle angehäuft hat. Zum erstenmal erhalten wir mit diesem prächtigen, von ungeheurem Gelehrtenfleiß und überschauender Fach-

kenntnis zeugenden Bande eine eingehende und vollständige Bearbeitung dieser in mancher Beziehung so außerordentlich interessanten Zeitspanne, da der alte Schweizerbund sich in mühsamem Ringen zum neuen Staatswesen emporarbeiten mußte. Es ist keine stolze Epoche unserer inneren Entwicklung, keine glorreichen Daten und Taten sind zu verzeichnen. Die Schweiz hat nie sonst eine solch demütigende Abhängigkeit vom Ausland gezeigt wie in dieser Zeit der heiligen Allianz, wo die Diktatur des Welteroberers von einer unwürdigen Diktatur der Großmachtsdiplomatie abgelöst wurde. Und doch ist gerade dieses Vierteljahrhundert außerordentlich reich an fesselnden und lehrreichen Problemen, die wir auch heute uns noch vor Augen halten müssen. Mit bewundernswerter Gestaltungskraft hat der bekannte Historiker das verworrene Material zu sichten und zu einem mit Vergnügen lesbaren Überblicke zu formen vermocht. Daß dabei auch eine reiche Fülle neuen, noch nie im Zusammenhang verarbeiteten Materials hineingeflochten ist, ist selbstverständlich. Und dabei ist nicht nur die politische Entwicklung unseres Landes, die unaufhörlichen Reibungen mit dem Ausland, das die Schweiz als ihre Schöpfung bevormunden zu müssen glaubte, die Rivalitäten der Kantone, die langwierigen Verhandlungen der Tagsatzungen mit klarem Scharfblick in ihren geheimsten Beziehungen und bis in ihre verborgensten Ursprünge behandelt, sondern auch den gerade in jenen Jahrzehnten so interessanten geistigen Strömungen, der kulturellen Entwicklung eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, die das Buch nicht nur zu einer Staatengeschichte, sondern zu einer umfassenden Kulturgeschichte machen, das nicht nur für Politiker und Historiker, sondern für jeden Freund vaterländischer Geschichte von grundlegendem Werte ist. Wir dürfen uns auf die Fortsetzung des großangelegten und meisterhaft durchgeführten Werkes freuen. Es wird ein Dokument, das für unser Vaterland von überragender Bedeutung ist. Eine bis ins einzelne orientierende und beurteilende Besprechung muß den Fachzeitschriften vorbehalten bleiben; was wir hier vor allem hervorheben wollen, ist die klare und angenehm lesbare Form, die das Werk auch zu einem literarischen Denkmal stempelt. Gerade dadurch, daß es sich gleich weit von der zusammenkompilierten Geschichtsklitterung wie von einer mit dem weitesten Leserkreis kokettierenden Popuarlität fernhielt.

Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl von Otto und Erna Grautoff. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Geh. Mk. 4.50, geb. 7.50.

Wir verbinden heute noch gar zu gern den Begriff von französischer Lyrik mit der Vorstellung von altmodisch abgezählten Silben. Wir meinen, weil die Franzosen keinen eigenen Ausdruck für „Lied" haben, daß wir allein das Vorrecht hätten, wirkliche Lieder zu dichten. Wir sind das Volk der Dichter, was sich in Frankreich so nennt sind Silbenzähler. Das hat seinen Grund vor allem in der Unkenntnis der französischen Lyrik. Während wir von der erzählenden Literatur und vom Drama mehr Übersetzungen besitzen als nötig, sind wir mit der Lyrik unserer Tage kaum vertraut, denn in der Originalsprache lesen wir selten französische Gedichte, da reicht das Schulfranzösisch nicht hin. Wer nicht ein feines Sprachempfinden für das Französische mitbringt, wird wenig Genuß davon haben. Die Mühe nimmt man sich aber nicht und so bleibt man am alten Vorurteil hängen. Selbst wir in der Schweiz mit unserer Zwiesprachigkeit haben kaum eine Ahnung

von der Entwicklung und Umwandlung, die die französische Lyrik in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Die jungen französischen Lyriker kennt man kaum dem Namen nach. Höchstens den Belgier Verhaeren kennt man aus einigen guten Übersetzungen. Da ist es ein außerordentlich verdienstvolles Unternehmen, daß die mit Frankreichs Moderne wohl vertrauten Otto und Erna Grautoff im Verlag von E. Diederichs ein vornehm ausgestattetes Buch über „Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich" herausgegeben haben, das es auch dem Sprachunkundigen ermöglicht, einen reichen Einblick zu tun in das Schaffen der modernsten Lyriker. Eine vorzügliche Auswahl aus den besten Poeten wird uns in, so viel wir vergleichen konnten, vorzüglichen, fein nachempfundenen Übersetzungen vorgelegt, von Otto Grautoff mit einem eingehenden orientierenden Essay über die ganze Entwicklung eingeleitet. Man lernt neben bekannten Namen wie Gustave Kahn, Regnier, Moreas und Jammes eine ganze Reihe neuer kennen, die es zum Teil wohl verdienen, auch bei uns gekannt zu sein. Das Buch, dem auch eine interessante Bibliographie beigegeben ist, bietet die beste uns bekannte Sammlung moderner französischer Lyrik und sei allen warm empfohlen, die mit ihrer Literaturfreundlichkeit über die Grenzpfähle hinauszugehen gewillt sind.

Das Januarheft der Zeitschrift **Das Plakat** ist vorwiegend zu einem Schweizerheft geworden, das recht deutlich zeigt, daß unsere Schweizer-Künstler auch auf diesem Gebiete sich ihre Eigenart zu wahren wußten. Das zeigt schon der prachtvolle Alphornbläser, den E. Cardinaux als Titelblatt beigesteuert hat. Die von dem „Verein der Plakatfreunde" in Berlin (Verlag Max Schildberger) herausgegebene Zeitschrift hat in diesem umfangreichen Sonderheft ein sehr reichhaltiges und wertvolles Material zusammengetragen, in dem fast alle unsere namhaften Künstler zum Worte kommen. Vorzügliche Reproduktionen in mustergültiger Ausführung und ein knapper orientierender Text bieten eine Übersicht über schweizerische Plakatkunst, wie sie bisher noch nie geboten wurde.

Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz, vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. 2 Bände. Insel-Verlag Leipzig. 1913.

Neben den Briefen Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm, die Walzel herausgegeben hat, ist die Sammlung der Briefe Carolines die interessanteste Quelle zur Geschichte der Frühromantik. Der Historiker Georg Waitz hat sie 1870 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Buch ist wie die gleichzeitig erschienene Geschichte der Romantik von Haym nur noch schwer zugänglich. So ist eine Neuherausgabe dieser literarhistorisch und menschlich außerordentlich wertvollen Dokumente eine verdienstliche Tat. Daß man aber von Erich Schmidt nicht nur einen Neudruck erwarten darf, ist selbstverständlich. Er hat die Briefsammlung nicht nur vermehrt durch alles, was Waitz seinerzeit taktvoll zwischen den Zeilen hat lesen lassen, er hat auch ihre Benützung erleichtert durch einen umfangreichen und selbstverständlich bis ins Entfernteste ausgearbeiteten Kommentar. Das fabelhafte Encyklopädische Wissen, über das der Begründer und das anerkannte Haupt der nach ihm benannten herrschenden Schule der Literarhistorie verfügt, kommt solchen Publikationen besonders zu statten. Für den Forscher eine unerschöpfliche und erstaunliche Wissensquelle. Ob aber auch ebenso fruchtbar? Die angestrebte absolute Objektivität, mit der das

reizvolle Problem nur nach der Wissensseite hin ausgearbeitet ist, wirkt erkältend. Man fühlt fast etwas wie Mißbehagen, diese vielleicht interessanteste und problematischeste Frauengestalt als anatomisches Präparat auf dem Demonstrationstisch vor sich liegen zu sehen. Das warme Blut ist gestaut, um desto klarer und instruktiver die feinsten Nerven und Äderchen bloßlegen zu können.

Die Lektüre der Briefe dieser Frau, die nach kurzer Ehe mit einem unbedeutenden Mann nacheinander die Lebensgefährtin von A. W. Schlegel und Schelling war, gehört zu den erlesensten Genüssen, da sie die tiefsten Einblicke eröffnet nicht nur in die zeitgenössische Kultur und Literaturgeschichte, sondern auch in eine der wunderbarsten Frauenseelen, die jenes an merkwürdigen Frauen reiche Zeitalter der Romantik hervorgebracht hat. Da die Sammlung im Inselverlag erschienen ist, ist ein Hinweis auf die vornehme Ausstattung überflüssig.

Aus dem Engadin. Märchen und Schwänke, erzählt von Gian Bundi, mit Bildern von Hans Eggimann. Bern, Verlag A. Francke 1913. Fr. 4.80.

Auch aus dem Märchen hat man heute eine Wissenschaft gemacht, und wenn man ein Märchenbuch in die Hand bekommt, das nicht nur für die Kinderstube zugeschnitten ist, so schaut man stets mit der geheimen Furcht hinein, es möchte da von Beziehungen, Analogien, Motivwanderungen 2c. die Rede sein, man möchte das Jugendelixier der Kindheit hier auf wohletikettierte Fläschchen abgezogen vorfinden. Das ist erfreulicherweise hier einmal nicht der Fall. Die Märchen und Schnurren werden um ihrer selbst willen, eben weil es Märchen und Schnurren sind, erzählt. Nacherzählt wie sie im Engadinervolk weiterleben. Und doch wieder nicht so. Gian Bundi kommt zwar auch mit den alten Mütterchen, die schon Goethe ins Feld führte, aber er läßt doch durchblicken, daß sie ihm den Inhalt der Märchen schenkten, daß er aber ihnen die Form gab. Und er tat wohl daran, denn was uns heute meistens als folkloristische Märchenskelette erzählt wird, ist sicherlich sehr interessant, aber nicht zu lesen. Bundi bemüht sich mit glücklichem Gelingen, seinen Märchen eine Form zu geben, die Alt und Jung mit Freude genießen kann. Anspruchslos, aber fließend und mit lebendiger Anschaulichkeit. Und nun die Bilder. Mit Recht nennt uns der Titel die beiden Namen gleichwertig. Wer Hans Eggimann aus seinen früheren Blättern kennt, weiß, daß kein Berufenerer Märchen illustrieren konnte. Nicht illustrieren im üblichen Sinn, sondern selbstschöpferisch gestaltet er den Inhalt der Erzählungen zu reizvollen Bildern, die man immer wieder mit Vergnügen betrachtet. Seien es liebenswürdig geschaute Engadiner Landschaften oder halb drollige, halb grausige Ungeheuer, die das Entzücken der Kinder bilden werden. Das Buch, dessen typographische Ausstattung mit dem großen Druck und den vorzüglichen Reproduktionen dem Verlag alle Ehre macht, darf überall auf einen freudigen Empfang rechnen.

Felix Moeschlin. In der Reihe der Autoren, die die Freistudentenschaft diesen Winter in fast zu reicher Fülle nach Bern lud, begrüßten wir mit besonderer Freude Felix Moeschlin, einen der markantesten und zukunftsreichsten Schweizer-Dichter. Er las neben kleineren Skizzen und einigen hübschen, aber nicht gerade bedeutenden Gedichten einzelne gutgewählte Abschnitte aus seinen drei Romanen, den „Königschmieds“, „Hermann Hitz“ und dem „Amerika-Johann“, die eine selten reine aufsteigende Linie einer gesunden und ernsthaften künst-

lerischen Entwicklung darstellen. In jedem zeigt sich uns der Autor von einer neuen Seite, in jedem gibt er ein klar umrissenes Bild seines jeweiligen inneren Wachstums. Wir möchten die Gelegenheit benutzen, besonders auf seinen letzten größten Roman „Der Amerika-Johann" hinzuweisen*), eine Bauerngeschichte aus Schweden, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort des Dichters, in dem doch aus jeder Seite der echte schweizerische Heimatkünstler herausschaut. Und gerade daß er mit einer liebevollen Versenkung in eine fremde Volkspsyche so objektiv gestalten kann, ohne dabei den Schweizer zu verleugnen, das gibt uns einen besonders hohen Begriff von seiner künstlerischen Potenz. Der Faden, an dem die Geschichten aus dem schwedischen Bauerndorf aufgereiht sind, ist der denkbar einfachste und nimmt in etwas veränderter Version das Motiv fast aller modernen Bauerngeschichten auf: Der einzelne, der mit anderen Anschauungen sein Heimatdorf in Aufregung bringt, aber was Moeschlin an anekdotenhaftem und episodenhaftem Beiwerk einflicht, ist von einer so ausgesprochenen Besonderheit, ist mit so seltenem Dichterauge geschaut, daß man sich unbedenklich dem fesselnden Reichtum gefangen gibt, sich der prächtigen Bauerntypen freut, die einer nach dem andern an unserm Auge vorbeigeführt werden. Das Buch, das sich als reifes Dichterwerk darstellt, erweckt die schönsten Hoffnungen auf die weiteren Gaben, die wir von Felix Moeschlin noch zu erwarten haben.

Rudolf v. Tavel: Gueti Gschpane. Berndeutsche Erzählung. Bern, Verlag A. Francke. 1913.

In die Reihe der berndeutschen Erzählungen, in denen sich Rudolf v. Tavel eine Wiederbelebung der ganzen bernischen Stadtgeschichte zum Ziel gesetzt zu haben scheint, ist mit diesem neuesten Band das Reformationszeitalter eingefügt worden. Eine etwas lang ausgesponnene Liebesgeschichte dient als Faden, um ein farbenreiches und mannigfaltiges Bild zu geben von der Aufregung, die der neue Glauben in das Aarestädtchen hineingetragen hat. Das Romanhafte an der Erzählung ist nicht außerordentlich, würde es nicht von dem Goldgrund des Dialektes gehoben, man würde ihm nicht besonderen Genuß abgewinnen. Das ist auch der Haupteinwand gegen dieses neueste Buch Tavels, daß es nicht aus der berndeutschen Sprache heraus geboren ist, sondern gerade in der Liebesgeschichte fast den Eindruck einer Übersetzung macht. Der Verdacht steigt auf, daß der Verfasser mit jedem Buch einem größeren Leserkreis die Lektüre ermöglichen wolle. Die alte Freude an Tavels Erzählkunst aber vermittelt der Rahmen, in den dieser Liebesroman von der ehrsamen Bürgerstochter Veronika Sterr und dem jungen Maler eingesponnen ist. Da pulsiert warmes Leben, greifbare Männer schreiten unter wahren und erfundenen Namen durch die Gassen Berns und über die Schlachtfelder Oberitaliens. Die Reisläuferei und die Religionsbewegung, die beiden wichtigsten Faktoren der Zeit, werden mit überzeugender Plastik dem Leser nahegebracht. Tavel hat auch die Kulturgeschichte salonfähig gemacht wie die Sprache, entsprechend seinem liebenswürdigen künstlerischen Temperament. Er beschönigt nicht, aber er übersieht gern das im Schatten liegende; oder er zieht es doch erst an die versöhnende Sonne, ehe er uns davorführt. Es ist ein liebenswertes und vergnüglich zu lesendes Buch, das zwar

*) Der Amerika-Johann. Ein Bauernroman aus Schweden von Felix Moeschlin. Leipzig 1912. Verlag G. K. Sarasin.

nicht die unmittelbare Wirkung der ersten Novellenserie erzielt, aber dennoch dem liebevollen Schilderer bernischer Vergangenheit viele neue Freunde erwerben wird.

Eduard II. Tragödie von Christopher Marlowe. Deutsch von Alfred Heymel. 1912. Im Insel-Verlag, Leipzig. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Wohl der interessanteste und bekannteste Zeitgenosse Shakespeares auf dramatischem Gebiet war Christopher Marlowe, dessen Fausttragödie schon lange dem Besitzstand unserer Literatur angehört. Seine Dramen, von denen auch einige andere seit längerer Zeit ins Deutsche übertragen sind, haben nicht unerheblich auf Shakespeare eingewirkt, und schon deshalb würde sich die Bekanntschaft dieses überaus interessanten Dichters vollauf lohnen. Die Kenntnis der Zeitgenossen liefert den reizvollsten Kommentar zu den Werken eines Großen. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man bisher die Werke der Engländer des Elisabethanischen Zeitalters studiert. Einen neuen Gesichtspunkt liefert die vorliegende Übersetzung, die sich wesentlich von allen bisherigen unterscheidet, da sie ein wirkliches und selbständiges Kunstwerk liefert, wie sie uns die Romantiker mit ihrem Shakespeare boten. Die wundervolle, aus der deutschen, nicht aus der englischen Sprache geborene Übersetzung liest sich mit dem Genuß, den nur originale Dichterwerke auszulösen vermögen. Und als eine hochbedeutsame Tragödie lernen wir in dieser Form Marlowes Eduard II. kennen. Ein Drama von einer elementaren Ursprünglichkeit, von einem seltsam fremdartigen Reiz, der, wie Hofmannsthal in seiner schönen Einleitung dazu nicht ohne Berechtigung sagt, an die Jugendwerke Dürers, besonders an seine Offenbarung Johannes denken läßt.

Eugen Müller. Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters, Charlotte Birch-Pfeiffer 1837—1843. Zürich. Orell Füßli. 344 S. mit 8 Tafeln. 10 Fr.

Charlotte Birch-Pfeiffer lebt heute nur noch als Verfasserin einer Unmenge nicht allzu hoch eingeschätzter Theaterstücke im Gedächtnis der Nachwelt. Sie hat aber auch als Theaterleiterin gewirkt und darin wirklich Anerkennenswertes geleistet. Sieben Jahre hat sie als Direktorin das Zürcher Theater geleitet und das 1834 gegründete Kunstinstitut auf eine Höhe gebracht, die es im alten Hause nie mehr erreichte. Die eingehende aktenmäßige Darstellung, die das verdienstvolle Buch Eugen Müllers bringt, zeigt, mit wie viel Geschick und Glück und mit welch künstlerischem Ernst die begabte Frau ihre Aufgabe erfüllte. Man erhält nicht nur einen Beitrag zum Leben dieser Schriftstellerin, die allerdings einer solchen literarischen Würdigung kaum würdig ist, sondern vor allem einen wertvollen Beitrag zur Theatergeschichte und zur zürcherischen Lokalgeschichte. Einen merkwürdig nach Totenkränzen schmeckenden Nachgeschmack behält man auf der Zunge bei der Erwägung, wie schnell die Theaterwelt sich dreht, wie wahr Schillers Wort ist, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, und zwar nicht nur dem Mimen, sondern auch dem, was er mimt. Kaum zwei Menschenalter trennen uns von jener Zeit und wie sparsam sind unter all den vielen hundert Namen die bekannten! Bloesch

Andrej Bjely: Die silberne Taube. Roman. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Lully Wiebeck. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1912.

Es ist für einen Nichtkenner der russischen Verhältnisse fast unmöglich, den künstlerischen Wert eines russischen Volks-

romans zu erfassen. Beruht die Darstellung auf Erlebnis und Beobachtung, oder ist es Mache ? Die russische Kritik nimmt nun den Realismus Andrej Bjelys sehr ernst, und ich kann sagen, daß mich dieser Roman gepackt hat, wie der irgend eines andern großen Russen. Man muß sich freilich zuerst eine Anzahl Seiten hindurch an eine überschwängliche slavisch epische Breite gewöhnen; aber bald folgt man dem eigenartigen Erzähler gern, denn er besitzt außerordentlich viel Geist und die treffende Ironie eines ganz gescheiten Menschen. Es will einem ja manchmal eigentümlich vorkommen, über vierhundert Seiten lang beständig unter verrückten Sektierern und halbverrückten Sonderlingen weilen zu sollen; aber die groß durchgeführte machtvolle Idee, das Mysterium der Sehnsucht und des Ringens eines ganzen Volkes, die zauberhaft anschauliche Darstellung eines schwermütig geheimnisvollen Werdens — oder Nichtwerdens . . . —, das alles reißt mit; aus der vielverschlungenen Handlung spürt man mehr und mehr das einheitliche Ganze heraus und ist schließlich von der furchtbaren Tragik Bjelys förmlich niedergeschmettert. Der Held ist ein junger Gelehrter und Dichter, dessen Sehnsucht nach dem Sinn des Daseins geht. Die Kultur Europas befriedigt ihn nicht, er will des Rätsels Lösung in der russischen Volksseele suchen — also der bekannte russische Gegensatz zwischen Osten und Westen —, gerät einer religiös-mystischen revolutionären Sekte, der silbernen Taube, in die Hände; zu geheimnisvollem Zwecke wollen sie ihn benützen, und er geht unter. Ein Pessimist ist auch dieser Russe, Andrej Bjely.

Die Mühle im kalten Grund. Roman von Auguste Supper. Verlag Eugen Salzer in Heilbronn a. N. 1912.

Auguste Supper stammt aus dem württembergischen Städtchen Calw, wie Hermann Hesse. Beide sind unserm schweizerischen Empfinden nahe verwandt. Auch dieses neue Buch von Auguste Supper sei denen, die sie noch nicht kennen, warm empfohlen. Es erzählt von einem alten, ewig neuen Konflikt, das feine Mädchen heiratet den grobschlachtigen Bauern. Aber das ist nicht alles. Auguste Suppers Phantasie ist vollquellend. Sie häuft Motiv auf Motiv. Natürlich, der Bauer Klotz ist sehr reich, die Liesel Neuhaus arm; er sinnlich, sie kalt. Aber dann taucht von Ibsenscher Art ein neues Motiv auf: die beiden verschiedenen Naturen sind so einseitig ausgeprägte Persönlichkeiten, daß sie sich nicht verstehen können und wollen, und das vertieft die Verfasserin zu außerordentlicher Tragik. Die Katastrophe wirkt klärend und reinigend: ziemlich geläutert, aber doch ihrem innersten Wesen treu bleibend gehen beide daraus hervor, um mit ihrem weitern Leben zu sühnen, er, daß er aus so hartem Geschlechte stammt, sie, daß sie aus Familiensinn dem geliebten Manne die Hand gab, um Vater und Mutter zu helfen, aber ohne aus ihrer bisherigen geistigen Sphäre hinauszugehen und den Mann mehr als alles zu lieben.

Die einzelnen Teile der Handlung sind überall wohl verkettet und außerordentlich gut gegenseitig begründet, die Gegensätze sehr scharf gespannt; Auguste Supper fällt auf damit. — Sie steht z. Z. in den vordersten Reihen der besten Unterhaltungsliteratur. Es ist sehr zu wünschen, daß sie sich nicht durch allzu reichliche Produktion schade, sondern durch poetisch wertvolle Leistung mindestens auf dieser Höhe erhalte.

Karl Frick: Meine Gotteserkenntnis durch Haeckel, Tolstoi, Christus.

Ein monistisches Glaubensbekenntnis. Druck und Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld. 1912.

Frick hat seine neue Gotteserkenntnis hauptsächlich aus den Schriften Haeckels, Tolstois und Ludwig Feuerbachs gewonnen. Er bekennt sich, kurz gesagt, etwa zu dem Satze Tolstois: Das Streben nach der allgemeinen Wohlfahrt ist es, welches allem Existierenden das Leben gibt, und das ist es, was wir Gott nennen. Dilettantismus in der wissenschaftlich-philosophischen Methode ist Frick eigen. Ohne Kenntnis des Griechischen mischt er sich in die Diskussion über die Bedeutung neutestamentlicher Bibelstellen. Er urteilt überhaupt mit einer verblüffenden Leichtigkeit über die heikelsten Fragen, ohne daß ihm das nötige Wissen dazu die Berechtigung gäbe. Solche Bücher können nützen; sie schaden aber, wenn sie Halbgebildeten in die Hände geraten. — Angenehm berührt mich eigentlich nur der ernste Ton der Schrift; man bekommt den Eindruck, Frick wolle wirklich einer irrenden und leidenden Menschheit helfen.

Eugen Geiger

Hans Reisiger: „Maria Marlieu". Verlag S. Fischer, Berlin.

— „Stille Häuser". Verlag der Literarischen Anstalt, Rütten & Loening in Frankfurt a. M.

Gäbe es einen Preis für epische Kunst, ich würde ihn Hans Reisiger zuerteilen. Ein wenig Maeterlinck liegt über allen kleinen Dichtungen. Aber im Kern sind sie echtester Reisiger. Einer, der jenseits des Naturalismus steht. Einer, der gelernt hat mit offenen Augen Welt, Menschen und Leidenschaften zu sehen, dessen Herz aber überfließt von Sehnsucht und Hoffnung. Und seine Kunst ist so groß, daß sie auch uns sehnsüchtig macht. Sie rüttelt uns auf aus dem Alltagsleben. Sie nimmt uns an der Hand und führt uns durch Wälder und Felder, durch die leeren Gänge stiller Häuser, durch Schnee und Sturm. Sie zeigt uns Schmerzen und Sorgen, aber plötzlich ist es, als ob der Nebel zerrisse, und wir sehen für Augenblicke hellsten Sonnenschein. Diese Novellen sind voller Mystik, und doch sind sie durch und durch realistisch. Sie erzählen von einem Manne, der in einem plötzlichen Sinnenrausch seine Braut in die Arme nehmen will, und der, von ihr zurückgestoßen und wieder völlig ernüchtert, erkennt, daß nur Sinnlichkeit ihn zu dem Mädchen trieb. Er geht kalt und schmerzend aus dem Hause, während das nichtsahnende Mädchen zum ersten Male die Schönheit seines Körpers empfindet. Mit Vorliebe spricht Reisiger von schönen, schlanken Frauen, die in die Hütte des Armen kommen und ihn lieben und herzen. Einmal ist das Ganze nur ein flüchtiger Traum. Ein andermal aber wird der Traum Wirklichkeit. In all diesen ausgewurzelten Schilderungen bleibt ein letzter Rest von Mystik und Phantastik, und gerade diese Mischung verleiht diesen Novellen ihren eigenen Zauber. K. G. Wndr.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid.** Schriftleitung: Dr. **Hans Bloesch,** Herrengasse 11, Bern, **an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind.** Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau** in **Bern.**